

Die Schönheit der Städte steht auf dem Spiel

Architektur Denkmalschützer klagen über „hysterisches Handeln“ beim Klimaschutz. Sie sorgen sich, dass der Zwang zur Wärmedämmung unsere Baudenkmale zerstört. Dabei könnten sie aktiv mit Ideen gegensteuern, wie Beispiele aus Hamburg zeigen. *Von Christoph Link*

Diese Wohnviertel strahlen Harmonie und Ruhe aus. Vielleicht sind es die Farbkontraste, das Dunkelrot der Klinkerfassaden, das Weiß der Sprossenfenster, das Grün der Innenhöfe. Die sogenannte Jarrestadt und die Dulsberg-Siedlung sind in den zwanziger Jahren entstanden, um den Arbeitern ein gesünderes und moderneres Wohnen zu bieten. Neues Bauen, sagte man damals dazu. Heute noch wirkt das Konzept. Hamburg ist stolz auf die Quartiere, hat sie als herausragende Leistung im Massenwohnungsbau unter Denkmalschutz gestellt. Man flaniert durch die Gassen, und plötzlich steht man vor einem Haus an der Elsässer Straße und wundert sich. Da stimmt was nicht. Zu gleichmäßig sind die Klinkersteine, die Patina fehlt, und beim Klopfen gegen die Fassade stellt sich Gewissheit ein: ein Kunststoffmatratze, montiert zur Wärmedämmung. Ein paar Ecken weiter dann ein echter Horrorblick. Ein Klinkerbau ist überzogen mit einer pinkfarbenen „Elefantenhaut“, einer wasserdichten Schutzfarbe, hässlicher geht es nicht.

Es sind die Denkmalschützer, die frühzeitig Alarm geschlagen haben, dass eine unbedachte energetische Sanierung historische Substanz zerstören könnte. „Hysterisches Handeln“ der Politiker und Investoren zugunsten des Klimaschutzes konstatiert Andrea Pufke vom Nationalkomitee für Denkmalschutz, das dieser Tage Journalisten zu einer Exkursion nach Hamburg eingeladen hatte. Heutige Maßnahmen müssten auch in hundert Jahren noch nachhaltig sein. Von der jüngsten Energieeinsparungsverordnung sind die Denkmäler zwar ausgenommen, aber wegen der steigenden Nebenkosten und der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Mietmarkt stehen auch Besitzer von geschützten Gebäuden und damit der Denkmalschutz insgesamt „mächtig unter Druck“, sagt Frank Pieter Hesse, der Leiter des Denkmalschutzamtes Hamburg. Werde die „Dämmsoße“, wie er übliche Wärmeschutzverbundsysteme nennt, über die Altbauten gegossen, sei dies ein riesiger Verlust.

Hesses Chef, die neue Hamburger Kultursenatorin Barbara Kisseler, setzt noch eins drauf: Die Altbauanierung werde zu Recht eingefordert, aber der jetzige Ansatz sei „zu stark von der Lobbyarbeit der Baustoffindustrie geprägt“, die „nur ihre Wärmedämmung an den Mann bringen“ wolle. Der Klimaschutz müsse unser kulturelles Erbe beachten, denn es gehe um die Schönheit und Unverwundbarkeit unserer Städte. Als erste Notbremse hat Hamburg die Förderung von Fassaden aus Kunststoff eingestellt, die Zuschüsse für eine Neuverblendung mit echten Ziegeln aber deutlich erhöht.

Gezahlt wird aus dem Klimaschutzprogramm der Stadt, das Bürgermeister Ole von Beust 2007 noch vor Schwarz-Grün auflegte. Aber sind die Denkmäler das eigentliche Problem? Der Hamburger Oberbaudirektor Jörn Walter merkt kritisch an, dass deutschlandweit nur drei Prozent – in Hamburg 1,5 bis zwei Prozent – aller Gebäude unter Denkmalschutz stünden. Er sorgt sich um anderes: Der Klinker präge Hamburg flächenhaft in ungeschützten Gebieten, es werde das Stadtbild daher massiv verändern, wenn man die Fassaden-



Ist der typische rote Hamburger Klinker vom Aussterben bedroht, wenn auf Teufel komm raus wärmegeämmt wird? Foto: Bildarchiv Hamburg

dämmung durch Putz oder Kunststoff zulasse. Hamburg versucht daher einen eigenen Weg zu gehen, um ein Tauziehen von Klima- und Denkmalschutz zu vermeiden.

So will das Landesdenkmalamt mit einer Langzeitstudie nachweisen, dass die Schulmeinung über den Wärme- und Feuchtigkeitsaustausch an den Wänden irrig sei und man zu sehr auf die Fassade fixiert sei. Auch in den schönen Häusern der Jarrestadt und der Dulsberg-Siedlung gibt es Probleme mit Schimmel, der sich ausbreitete, nachdem man in den achtziger Jahren die Außenwände imprägnierte. Deshalb sucht das Norddeutsche Zentrum für Materialkunde von Kulturgut im Auftrag der Hamburger nun den am besten geeigneten Mörtel für die alten Klinkerbauten: Von elf geprüften Baustoffen hat einer alle Tests bestanden. Obendrein tauscht die Hansestadt im Verband Cool-Bricks (Cooles Backsteine) mit 17 Partnerländern vorwiegend aus dem Ostseeraum Erfahrungen aus.

Man sucht und forscht. Wie eine Monstranz tragen die Denkmalschützer in jedem Memorandum an die Politik ihre Forderung nach einer Einzelfallprüfung für jedes Objekt vor sich her. Es gebe für energetische Lösungen kein Konzept von der Stange. Und von den Energieberatern, „die

hier so herumlaufen“, sagt Frank Pieter Hesse, dürfe man keinen an ein Denkmal heranlassen. So mischt sich die Denkmalbehörde denn intensiv beratend in Sanierungen ein. So geschehen in der Speicherstadt, wo die Stadt den 1878 im Stil der Backsteingotik errichteten Kaispeicher B in das schmucke Maritime Museum verwandelt hat: Alte Holzdielen wurden neu verlegt, mutig neue Lichthöfe eingezogen, die Holzwände und Stahlträger intensiv von Teer und Staub gereinigt und die 122 Fenster neu verglast und mit Sonnenglaszwillingen versehen. Schlitzte in den Fenstern sorgen für eine kontrollierte Belüftung, eine natürliche Air Condition.

Der Energiebedarf sei so niedrig, dass der Speicher jedes KfW-70-Haus schlage, sagt der Bauexperte im Denkmalamt, Albert Schett. Die wunderbarste Erfindung für den Kaispeicher, in dem es nach Holz duftet, aber seien die unter der Decke installierten Kupferpaneele, hinter denen die Haustechnik versteckt sei: die Sprinkleranlage und die Kühl- und Heizrohre, die die Kupfersegel zu einer sparsamen Strahlungsheizung machen.

Der Speicher mit seinen dicken Mauern war ökologisch stets korrekt, das Unilever-Hochhaus am Dammtorwall 15 war es nie. Seine Leichtigkeit und Eleganz betonten die Hausherrn in den sechziger Jahren auch nachts, wenn alle 21 Etagen beleuchtet wurden – eine Energieschleuder, voll

klimatisiert. Heute wird der Glaspalast von der Union Investment für 270 Millionen Euro saniert. Sie kaufte den Altbau, bevor die Stadt Hamburg ihn als Symbol der Modernisierung in der Adenauerzeit unter Denkmalschutz stellte. Alle vier Wochen treffe man sich mit den Denkmalschützern, sagt der Projektleiter Olaf Steiger. Man spreche über den Ersatz fehlender Granitplatten und die Original-Emaillebeschläge auf den Türen. Ein Neubau wäre billiger gewesen: „Aber wir lieben das Haus und sind froh, dass wir es haben.“

Lang ist an der doppelten Glasfassade gefeilt worden, besonders an der Farbe. Gerade die Außenwand ist entscheidend dafür, dass das Haus zum Niedrigenergiegebäude wurde. Anders als früher lassen sich die Fenster öffnen und erhalten einen Sonnenschutz. Ganz von der Glitzerwelt verabschieden will sich das alte Unilever-Gebäude aber nicht. Die Denkmalschützer erlaubten eine LED-Beleuchtung, die die „Lichter Erinnerung“ wach halten soll – Stromsparend.

Bis 2020 will Hamburg seinen Kohlendioxid-Ausstoß um vierzig Prozent vermindern, ein ehrgeiziges Ziel. Die Denkmalschützer demonstrieren an einem Objekt, dass sie mitmachen wollen, und sie haben ihre Prinzipien dafür aufgeweicht. Der Hochbunker von Wilhelmsburg, ein bauliches Monstrum, furchteinflößend, aber als Mahnmahl unter Schutz, soll zum „Energiebunker“ werden. Für die Internationale Bauausstellung 2013 wird er für 24 Millionen Euro umgebaut, wird Sonnenkollektoren erhalten und eines Tages dreitausend Haushalte mit Strom und Wärme versorgen. In einen der Flaktürme soll ein Café „hineingeschnitten“ werden. Ja, das sei ungewöhnlich, sagt der Denkmalthüter Hesse. Aber der Zweck sei vernünftig: „Warum soll der Bunker einfach nur die nächsten fünfhundert Jahre so herumstehen?“ Dem Klimaschutz kommt die Sache auch zugute – ein bisschen wenigstens.

„An die Denkmale darf man die Energieberater, die hier herumlaufen, nicht ranlassen.“

Hamburgs Denkmalschutzchef über Lobbyinteressen

IM CLINCH MIT DER DEUTSCHEN ENERGIE-AGENTUR

Kritik Die Bundesregierung hat die Deutsche Energie-Agentur (Dena) mit den Programmen zur Häusersanierung beauftragt. Dieser unterstellt das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK) schlicht Inkompetenz. Gemeinsam mit Architektenverbänden wirft es der Dena, „fachli-

che Mängel“ und eine „schlagwortartige Typisierung“ in allen Denkmalfragen vor.

Wünsche Für Denkmäler können ausnahmsweise KfW-Mittel des Programms „Energieeffizient sanieren“ beantragt werden, auch wenn die Einsparung unter der Norm liegt. Aber

wegen bürokratischer Hürden seien in drei Jahren nur 35 Anträge eingereicht worden, sagt die DNK – und das bei einer Million Denkmälern! Die DNK fordert eigenständige Förderprogramme für die Sanierung von Denkmälern. Berücksichtigt werden müsse die Gesamtbilanz des Altbbaus. chl

Vom Revoluzzer zum Kunst liebenden Produzenten

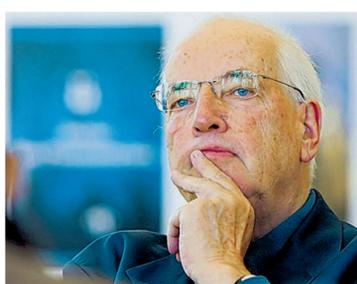
Nachruf Peter Schamoni, der mit 77 Jahren gestorben ist, hatte den Zorn der Autorenfilmer überwunden. *Von Thomas Klingensmaier*

Eine Schar zorniger junger Leute, die den Mief und die Verlogenheit des deutschen Nachkriegskinos nicht mehr erträgt, ruft den Aufstand aus. Sie dreht ganz andere Filme, freche, aggressive, politische. So stellt sich in der verkürzten Rückschau die Rebellion der sechziger Jahre im deutschen Film dar. Der Regisseur und Produzent Peter Schamoni, der gestern in München im Alter von 77 Jahren gestorben ist, war einer dieser Revoluzzer. Aber sein Leben zeigt, wie ungenau die Wirklichkeit ins Schema passt.

Peter Schamoni gehörte zu jenen 26 Filmschaffenden, die im Februar 1962 die 8. Westdeutschen Kurzfilmtage Oberhausen durcheinanderwirbelten, mit einem

Manifest, das schon im Titel keck verkündete: „Papas Kino ist tot“. Der Kampf um die Köpfe und Leinwände war nun auch in Deutschland offiziell eröffnet. Vier Jahre später lieferte Schamoni sein Langfilmdébüt ab, „Schonzeit für Füchse“, das mustergültig das Unbehagen der bürgerlichen Jugend an der eigenen Klasse formulierte. Die Treibjagd wird zum Symbol einer maroden Elite. Zwei junge Männer aus gutem Hause merken, dass sie sich nicht einfach einordnen können, nicht als Treiber und nicht als Jäger. Sie identifizieren sich eher mit den Füchsen.

Aber Schamoni spitzte diese Gesellschaftskritik dann nicht zu, er grub nicht wieder und wieder wie Fassbinder in der



Peter Schamoni (1934–2011) Foto: dpa

Dunkelkammer der bürgerlichen Gemütszustände, um die Fundstücke unterm Vergrößerungsglas der eigenen Wut zu untersuchen. Der am 27. März 1934 in Berlin geborene Sohn eines Filmwissenschaftlers hatte unter anderem Kunstgeschichte studiert und wollte nicht die Rolle des unge-

bärdigen Underdogs annehmen, um sich zu definieren. Er merkte, dass ihm das Produzieren lag, das Einfäden, das Ermöglichen – und dass ihn auch als Filmemacher die Liebe zur bildenden Kunst mehr umtrieb als der Drang, die Gesellschaft aus den Angeln zu heben.

Als Produzent landete er mit der Komödie „Zur Sache, Schätzchen“ 1968 einen Hit. Diese Art, den Zeitgeist im Gewand der lockeren Erzählung aufzutreten zu lassen, erschien vielen Weggefährten aus Tagen des Oberhausener Protests als Verrat: Zur Kasse, Schätzchen, spotteten sie. Auch darum mag sich Peter Schamoni so wohl gefühlt haben bei Dokumentationen über Max Ernst, Friedensreich Hundertwasser oder Niki de Saint Phalle. In der bildenden Kunst war viel klarer als im politisierten Kino, dass Revolution, Aufbruch, Neuanfang mit Spiel und Spaß, mit Sinnlichkeit und Schaulust zu tun haben dürfen.

Nachkritik

Konzert

Herbert Grönemeyer kann nicht zählen!

Dass der Mann, wie seine Gegner bemängeln, nicht singen kann, mag stimmen. Für die Beurteilung der Gesamtkunstfigur Herbert Grönemeyer spielt das aber, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle. Seit gestern ist aber klar: Herbert Grönemeyer und sein Management können definitiv nicht zählen. Beim Stuttgarter Gastspiel von Deutschlands – über die Jahrzehnte betrachtet – populärstem Sänger hatte sich nur eine recht überschaubare Menschenmenge versammelt. Dennoch beharrte der Veranstalter darauf, dass 32 500 Fans den Weg auf den Cannstatter Wasen gefunden hätten. Das weckt Erinnerungen an das muntere Personenzählen bei den Stuttgarter 21-Demonstrationen – und es wirft die Frage auf, warum Herbert Grönemeyer so etwas eigentlich nötig hat? Rein künstlerisch gibt es dafür keinen Grund: Mit dem assoziationsstarken Titelsong des neuen Albums „Schiffsverkehr“ und dem ebenso faszinierenden wie düsteren „Kreuz meinen Weg“ eröffnete Grönemeyer sein Konzert, das rund dreißig Songs und rund zweieinhalb Stunden später endete. Eine ausführliche Besprechung folgt in unserer morgigen Ausgabe. hol

Erste Sätze

Kampf ums Überleben

„Im Zimmer herrschte Halbdunkel, denn der Richter mochte das Halbdunkel.“

Mit diesem Richter Romnicki fängt alles an, und mit ihm wird auch alles aufhören. Aber darum ist er noch lange nicht die Hauptperson in diesem Buch. Vielmehr begegnen wir in Andrzej Szczygiorskis Roman „Die schöne Frau Seidenman“ einer großen Riege an Figuren, an Männern, Frauen, Kindern, die allesamt viel damit zu tun haben, im Warschau des Frühlings 1943 irgendwie am Leben zu bleiben. Dabei sind ihre Chancen sehr unterschiedlich. Doch die schlechtesten Chancen haben die Juden unter ihnen. Wie zum Beispiel jene bezaubernde junge Witwe Irma Seidenman, deren Gatte einst der berühmte Röntgenarzt Ignacy Seidenman war und die sich nun mit blonden Haaren und den falschen Papieren einer polnischen Offiziersgattin außerhalb des Ghettos versteckt hält – bis sie dem SS-Spitzel Broniek Blutman über den Weg läuft. Eine Geschichte von vielen. Es ist große Kunst, wie der im Jahr 2000 verstorbene Szczygiorski hier die Erzählfäden aufnimmt, weiterspinnst, kreuzt, verknüpft und wieder löst, zum Teil weit über 1945 hinaus, bis ins Polen der Solidarnosz-Streiks hinein. 1988 erschien der Roman zunächst in Frankreich. In seiner Heimat Polen gilt er heute als eher „mittelmäßig“. Man kann nur ahnen, warum. Die Geschichten, die hier offenbar werden, sind auch für manche Polen einfach zu bitter. schll

Kunstmesse

Art Basel expandiert nach Fernost

Die Kunstmesse für Gegenwartskunst Art Basel streckt ihre Fühler immer stärker nach neuen Märkten aus. „Früher zählten vor allem Europa und Amerika, heute gibt es neue Märkte, und deshalb müssen wir überall sein“, sagte der Messeleiter Marc Spiegler am Dienstag in Basel. Der ehemalige Kulturjournalist leitet zusammen mit Annette Schönholzer die internationale Kunstmesse, die weltweit zu den bedeutendsten gehört und an diesem Mittwoch zum 42. Mal ihre Türen öffnet. Sie dauert bis zum 19. Juni. Unter den mehr als dreihundert Galeristen sind erstmals Aussteller aus Thailand, Ungarn und Island.

Aus China sind drei Galerien dabei. In naher Zukunft dürften es wohl mehr werden, denn die Art Basel hat vor wenigen Wochen sechzig Prozent der Anteile der Hongkonger Kunstmesse Art HK übernommen, die als wichtigste Messe für zeitgenössische Kunst im asiatischen Raum gilt. „Wir werden eine Vermittlerrolle zwischen dem Westen und dem Fernen Osten spielen“, erklärte Spiegler. Gleichzeitig hoffe man auf einen Synergie-Effekt, so wie bei der Art Basel Miami Beach, dem 2002 gegründeten Ableger der Basler Messe. Insgesamt sind in diesem Jahr 35 Länder in Basel repräsentiert. dpa

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 14
E-Mail: kultur@stz.zgs.de